

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Weltbegebenheiten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Weltbegebenheiten.

Grüß Gott, lieber Leser. Es freut mich von Herzen, daß Du noch lebst und gesund bist. Ach! Mancher, der den Kalender vom vorigen Jahr gelesen, hat tr. s. Grad befehlen müssen, und hat sich umsonst auf die Fortsetzung der Weltbegebenheiten gefreut, wenn man sich überhaupt auf so Etwas freuen darf. Mancher braucht jetzt Nichts mehr zu hören vom Bundesstage, von Dänemark und von Kurhessen, — vielleicht hat's ihm das Sterben erleichtert, daß er's nicht mehr braucht; Mancher hat es nicht mehr erfahren können, wie es dem Könige von Neapel ergangen ist und wie der Kaiser von Oesterreich sich ein Exempel daran genommen hat; nichts vom Sinesischen Kriege und nicht, ob es wahr ist, daß der Papst mit den Türken ein Konkordat abschließen wolle, weil der Artillerie bei den Christen keinen Abzug mehr findet, Mancher hat den Grafen Hahn nicht mehr können krähen hören und den Hauptbahn Herrn von Dalwigk, was Bettes sehr Schade ist. Diese und noch viele andere merkwürdige Sachen hat mancher arme Leser müssen im Stiche lassen, unter anderm auch — und das ist das Schlimmste von Allem — unter anderm auch die 100 fl. Prämie, die Jeder gewinnen kann wenn er 8 kr. daran rüdt und kauft sich den Kalender für 1862. Hundert Gulden für acht Kreuzer! Merkwürdig!

Wir aber, die trotz Doktor und Apotheker, trotz Kugeln und Bajonetten, trotz Jörn und Aegerer und trotz Dänemark und Kurhessen ic. noch leben und gesund sind, wir wollen uns unseres Lebens freuen, so lange es geht, wollen hoffen und harren und selber ein Bißel in's Zeug greifen, und — jetzt frisch in die Weltbegebenheiten hinetn.

### Italien.

Wo sind wir stehen geblieben im vorigen Jahre? Wichtig. Der König von Neapel hat eben in den Aengsten seinem geliebten Volke eine Verfassung gegeben, wie man einem tollen Hunde, der Einem an die Kehle springt, noch in der Tod:angst eine Wurst zuwirft, wenn man eine hat, und der Garibaldi nahm gerade einen Anreiß, um von Sizilien nach Italien hinüber zu gehen und der Bourbonnischen Wirthschaft dort ein Ende zu machen.

Dem Garibaldi war's ohnedies nicht mehr ganz behaglich in Sizilien, denn er hatte erfahren, daß es leichter ist, ein Land mit dem Schwert zu erobern, als das Grobrote mit der Feder zu regieren, und Vieles, was er mit dem Schwerte gut gemacht hat, hat er mit der Feder verborgen. Ein Held auf dem Schlachtfelde — und ein Feld ist Garibaldi — und ein Staatsmann oder Federnheld, das sind halt zweierlei Dinge, und ein Staatsmann ist Garibaldi nicht, wenn er auch ein Staats Mann ist oder vielleicht eben beßwogen. Darum gerieth unter seiner Diktatur die Verwaltung Siziliens in eine heillose Verwirrung. Die unredlichen Männer wurden an die unredlichen Posten gestellt und die Sicherheit von Leben und Eigenthum war täglich mehr gefährdet. Da dachte Garibaldi: „Schaut Ihr, wie Ihr allein fertig werdet, ich muß mir wieder ein wenig Notion machen,“ und setzte nach Italien über.

Mit dem Uebersehen giengs aber nicht so leicht, als wenn ein Wühler über einen Graben springt; das war ein wenig ein andrer Ding. Da war das wilde Meer, und das Meer wimmelte mit feindlichen Schiffen und drüben auf dem Festlande viele tausend feindliche Soldaten und feste Wälle mit Kanonen gepflast, die ihre blutgerigen Mäuler aufsperrten, um das Häuflein Garibaldi's zu verfrachten.

Bei solchen Empfangsfeierlichkeiten hätte Mancher Keckrum gemacht und gedacht: „Es ist genug, ich bin nicht wunderthätig, und muß nicht von Alca haben.“ Nicht so Garibaldi. „Italien muß frei sein!“ rief er, „bin ich von Genua nach Sizilien gerüder gelommen, mitten durch die feindliche Flotte, und leb noch, werde ich den Kapensprung da hinüber auch noch wagen können.“ Und er wagte ihn und am 19. August war's, als er in Messina mit zwei tausend Mann auf zwei Schiffen, „Terino“ und „Franklin“ haben sie geheißt, in die See sch. Unterwegs wurde der Franklin leck, das heißt er bekam ein Loch, und das



Garibaldi auf Caprera.

Gewasser flatterte im Innern des Schiffes einen sehr unangenehmen Besuch ab. Da verlor die Mannschaft den Muth, denn das Ertrinken ist gerade keine besondere Unnehmlichkeit, und wollte umkehren. Doch Garibaldi war anderer Meinung. Er kommandirte die Matrosen über Bord, das heißt ins Wasser, um den Leck zu verstopfen, und als die Matrosen meinten, befehlen sei leichter, als gehorchen, und schauten mit langen, bleichen Gesichtern in das wilde Meer hinunter, wo sie ein Seebad nehmen sollten, — obgleich sonst Seebäder sehr gesund sein sollen — da schnalzte Garibaldi seinen Säbel ab und sagte: „Wenn Ihr zu feig seid, werde ich wohl selber nachsehen müssen!“ Da schämten sich die Matrosen und sprangen ihrer zwanzig in das Wasser und verstopften das Loch, so gut oder schlecht es ging, mit Lumpen, Kappen und was zur Hand war, unter Andern auch mit Kalenderpapier, denn das ist wasserdicht, und der Zimmermann nagelte inwendig ein Brett davor. Um 2 Uhr Morgens landete Garibaldi an dem neapolitanischen Festlande bei Melito in Galabrien; zu seinem Erstaunen blieben die erwarteten Empfangsfeierlichkeiten aus, denn da war Nichts zu sehen von feindlichen Schiffen, nichts von Soldaten und Kanonen, und die Landung konnte recht gemüthlich bewerkstelligt werden. Die neapolitanische Flotte kam erst, als die ganze Geschichte vorüber war, gerade wie bei Marfala, und zog mit langer Nase ab. Die Schiffe und Soldaten des Königs von Neapel waren überall, nur da nicht, wo sie sein sollten, und es war offenbar, der arme König war von seinen eigenen Leuten verrathen und verkauft. Das ist der Fluch der Tyrannen, daß sie in Stunden der Gefahr von ihren eigenen Werkzeugen, dem ganzen Besatze der Hölste, Schmelzler, Schwarzer, Intriguanen und wie die Schufte alle heißen, verlassen und verrathen wird. Die gemätheten Motten verlassen das Haus, wenn es den Einsturz droht. Solcher Motten hatte König Franz II. einen ganzen Rudel um seinen Thron, die sich in der königlichen Gnade und mit dem Schweiße des Volkes volltrafen, und dabei die Säulen des Thrones mit türkischem Zahne benagelten. Da war eine Hauptrolle, der General Melanbez, der dem mit seinem Häuflein Helden vorortigenden Garibaldi die Festung Reggio ohne Schwertstreich übergab und die Waffen streckte. Die Soldaten des Generals Melanbez aber hatten mehr Ehre im Leib, und wüthend über diesen feigen Verrath schossen sie ihren saubern Anführer vor der Front nieder, wie einen Hund. Das war des Verräthers Lohn, und der hinfühende Bote könnte nicht sagen, daß es ihm groß Leid darum thue. Jetzt

Hinf. Bote 1862.

nach der Einnahme Reggio's ging es lustig vorwärts, Neapel zu. Fast nirgendwo fand Garibaldi ernstlichen Widerstand und sein kleines Heer schwoll an, wie ein Bergstrom bei Gewitterregen.

Da merkte der König von Neapel, daß sein Thron am Zusammenstürzen sei. Zwar war er vorher schon dahinter gekommen, daß seine Günstlinge Schufte seien, und hatte ein Häuflein davon, einen wahren Rattenkönig, mit einem freundschaftlichen Fußtritt verabschiedet, aber er befehlt immer noch Verräther genug um sich, und in seiner eigenen Familie verließ sein Oheim, Leopold, Graf von Syracuse, die königliche Sache. Der arme König hat kein Glück mit seinen Oheim's, denn König Viktor Emanuel ist auch einer. Jetzt verlor er den Muth, auch mochten die blutigen Schrecken, die er über Palermo verhängt, schwer auf seinem Herzen lasten, es ist ja noch so jung, das Herz dieses Königs, und mochte dieses junge Herz sich sträuben, auch die schöne Stadt Neapel dem Untergange zu weihen. Wenig, am 6. September schiffte sich der König mit seiner Gemahlin und seiner Familie nach der Flarten und für unbezwinglich gehaltenen Festung Gaeta ein und wandte seiner glänzenden Hauptstadt Neapel für immer den Rücken.

Am folgenden Tage zog Garibaldi in Neapel ein. Während der vertriebenen König verlassen von aller Welt abzog, war der Einzug Garibaldi's ein Triumphzug, wie ihn Neapel in diesem Jahrhundert nicht erlebt. Die ganze, große, herrliche Stadt prangte im glänzendsten Festgewande, die Straßen voll Blumen, Fahnen und jubelnden Menschen. Die ersten Wärdenräger des Saates und der weißgeleidete Gemeinderath empfingen den Diktator am Bahnhofe und bückten sich tief vor dem einsachen Manne in seiner rothen Bluse, eben so tief, als sie sich wenige Tage zuvor noch vor dem prächtigen Könige in seinem strahlenden Scharlachmantel gebückt hatten. Garibaldi aber nahm einen einsachen Miethwagen, und so hielt er seinen Einzug in die jubelnde Stadt. Das war ein Triumphzug! Er, Garibaldi, allein mit wenigen seiner Offiziere, in eine Stadt, deren Befestigungen noch von königlichen Truppen besetzt waren. Doch er hatte nichts zu fürchten. Seinen Wagen umschauete eine unerschöpfbare Menge, die unaufhörlich aus vollem Halse: Viva Garibaldi! Una, una, una! (Ein einiges Italien!) brüllte. Bazzaront, das sind die neapolitanischen Eckensteher, Bürger, Beamte, Mönche mit Klütten, Kapuziner mit Säbeln, Weiber, Kinder, Mädchen, auf den Straßen, den Balkonen, an den Fenstern und Alles dreifarbigte Fahnen schwingend und: Una, una, una! brüllte. Ganz Neapel hatte den Weitzanz. Amazonen in rothen Blusen wirbelten halb wahnsinnig vor Begeisterung um den Wagen, schwingen armslange Dolche um die Köpfe und drückten durch sehr theatralische Gellungen ihren unwandelbaren Entschluß aus, für das Vaterland zu leben und zu sterben; lieber aber zu leben und sonst noch alles Mögliche.

Soweit war alles recht und drei Tage und drei Nächte hindurch war Neapel wie verrückt. Doch der Spaß dauerte nicht allzu lange, und für Garibaldi nahte eine schwere Zeit und schüttelte ihn unsanft aus seinem Siegesjubiläum. Er hatte zwar einen großen Haufen, viele Tausende bewaffnete Menschen um sich versammelt, die großen Spektakel machten und von denen sich jeder für einen ausgemachten Helden hielt, zumelst aber waren es nur gewaltige Maulheiden, die noch nicht allzuviel Pulver gerochen hatten, und das Häuflein tapferer Männer, das mit Garibaldi nach Sizilien und ins Neapolitanische herüber gekommen war, das war gewaltig zusammengeschmolzen, und bildete nur noch einen kleinen Kern in dem singenden, trinkenden, faulenzenden und bramarbasirenden Heere Garibaldi's. Das wußte dieser wohl, daß mit solchen Soldaten nicht viel anzufangen sei, und deshalb war's ihm gar nicht recht, daß der König seine ihm treu geliebten Truppen am Volturno wieder sammelte und schon eine ansehnliche Streitmacht beisammen hatte. In dem königlichen Heere war das ehrlose Lumpengefindel, mit und ohne Orden, wie Syren auseinander und davon gestoben



Die Beschießung Gaeta's.

und ein zuverlässiger und getreuer Kern geblieben, und tausende von Soldaten, denen die Schamröthe auf den Wangen brannte über den schwachvollen Verrath ihrer Offiziere, strömten von allen Seiten zu den Fahnen ihres Königs, um die dem Spotte und dem Gelächter der Welt preisgegebene militärische Ehre zu retten (denn es gibt bekanntlich eine Militär-Ehre und eine Stuhl-Ehre) und die Treue mit ihrem Blute zu besiegeln.

Am 18. September führte Garibaldi zum erstenmale seine neuen Truppen gegen den Feind und wollte einen Uebergang über den Fluß Volturno erzwingen, wurde jedoch mit beträchtlichem Verluste zurückgeworfen. Die Garibaldianer wollten's gar nicht glauben, daß es möglich sei, daß sie geschlagen werden könnten; und doch war es möglich, denn noch etwasa wurden sie besetzt in einem Gefechte bei Capua und verloren 800 Mann, und am 21. September, wo sie's noch einmal probirten, bekamen sie abermals Schläge bei Cajazzo. Garibaldi konnte keine der eroberten Stellungen behaupten, und wenn auch ein Theil seiner Truppen heldenmäßig gefochten, was namentlich bei Vertheibigung von Cajazzo der Fall war, so hatten doch noch Viele, und zwar die Hauptstreiter, sich wohlweislich außerhalb der Schußlinie gehalten, sich in die Gräben verkrögen, und so versessen waren sie darauf, ihr kostbares Leben dem Vaterlande zu erhalten, daß man sie weder mit Peitschen noch mit Säbelhieben herauszutreiben vermochte, um an dem Gefechte Theil zu nehmen. Es war aber auch eine sonderbare Zumuthung, denn wie leicht konnte Einem bei so einem dummen Gefechte ein Unglück begegnen. — König Franz faßte Muth und Hoffnung. Garibaldi's Stern war im Erblühen.

Inzwischen hatte man in Rom die außerordentlichen Erfolge des kühnen Patrioten mit verschiedenen Empfindungen beobachtet. Dem Könige Viktor Emanuel war es schon ganz lieb, daß Garibaldi für ihn die gebatrenen Kasanien aus dem Feuer holte, allein da Garibaldi geschworen hatte, er werde nicht eher ruhen, als bis er vom Kapiol in Rom aus das einige Italien ausgerufen habe, da machte Viktor Emanuel ein langes Gesicht und drehte seinen großen Knebelbart. Für einen großen und berühmten König, wie Viktor Emanuel, war es gerade keine sehr schmeichelhafte Aussicht, von Garibaldi, der zwar jetzt Patriot und Held, den man aber früher einen Räuberhauptmann nannte, eine Krone, und wäre es die Krone von Italien, geschenkt zu bekommen, wie man Einem eine Hand voll Küße schenkt. Der König drehte daher seinen großen Knebelbart und sagte auf italienisch: „Galt, mein guter Freund, da will ich auch mit dabei sein“, und ließ seine Soldaten gegen den Kirchenstaat marschiren.

Der Kirchenstaat aber umfaßt die Länder, welche der Papst als weltlicher Fürst regiert, und so liegen mitten in Italien und trennen es in zwei Theile, so daß man um zu Land aus Oberitalien in's Neapolitanische zu kommen, nothwendig durch den Kirchenstaat hindurch muß. Man kann es deshalb dem Könige Viktor Emanuel, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, König von Italien zu werden, nicht groß übel nehmen, daß er auch den Kirchenstaat gerne gehabt hätte — die Könige haben hier und da solche unschuldige Liebhaberinnen — und da der Papst so unfreundlich war, ihm seinen bescheidenen Wunsch nicht freiwillig zu erfüllen, so mußte der gute König, so sehr es ihm auch that, Gewalt brauchen. Sein Feldherr, General Cialdini, fiel deshalb, ohne sich lange mit der lästigen Geremonie einer Kriegserklärung aufzuhalten, mit einer starken Heeresmacht in den Kirchenstaat ein und überschwenkte einen großen Theil des Landes.

Der Papst hatte befanntlich die gläubigen Selbsteuler in ganz Europa mit Peters-Pfennigen besteuert, und mit dem vielen Gelde, das für ihn zusammengebracht worden, ein Heer angeworben und einen berühmten Feldherrn, General Lamoricière, darüber gesetzt. Der hat sich auch viele Mühe gegeben, um aus dem päpstlichen Heere etwas Nützliches zu machen, aber vergebens, denn aus Holzäpfeln werden in aller Ewigkeit keine Vorposten. Die eigentlichen römischen Soldaten taugten gar nichts, sie waren italienisches Kampfeiseln, das man in schöne Uniformen gesteckt hatte; zuverlässiger waren schon die Fremdstämmigen aus der Schweiz, Belgien und Frankreich, obgleich auch diese nicht vom besten Futter, und die Besten waren, wie natürlich, die Deutschen. Da kann man sich aber einen Begriff von diesen päpstlichen Soldaten machen, denn wir Deutsche wissen recht wohl, daß wir auch nicht erst Qualität nach Rom geschickt haben, um sich für den Papst die Haut über die Ohren ziehen zu lassen, und waren viele dachhäutige Outedel darunter. Dazu kam noch, daß General Lamoricière in dem kindischen Glauben besungen war, einem ehrlichen Kriege müsse auch eine Kriegserklärung vorher gehen. Diese kindlichen und beschränktern Ansichten von der modernen Kriegsführung kamen dem armen Generale theuer zu stehen, denn als die sardinischen Truppen unvorhergesehen und unangemeldet in den Kirchenstaat einzufielen, war Lamoricière sehr erstaunt über den unerwarteten Besuch, seine zerstreuten Truppen wurden überall verjagt und gefangen, und nur mit Mühe gelang es ihm, die Hauptmasse seines Heeres zu sammeln. Am 18. September kam es bei Castelfidardo zur Schlacht. Die Fremdenbatalione machten verzweifelte Anstrengungen, und namentlich die Deutschen thaten Wunder der Tapferkeit, allein die Römer mit ihren schönen Uniformen liefen, was sie laufen konnten, und so ging die Schlacht verloren. Lamoricière rettete sich mit wenigen Getreuen in die Festung Ancona, mußte aber auch diese, trotz der tapfersten Gegenwehr, schon am 29. September übergeben, da er sich gegen das fürchterliche Bombardement der Piemontesen nicht halten konnte.

Jetzt waren für den Papst Umbrien und die Marken verloren, und nur noch Rom mit seinem Gebiete, das durch seine guten Freunde, die Franzosen, besetzt ist, gehört sein eigen. Diese sogenannten guten Freunde schauten ganz gemüthlich zu, wie das päpstliche Heer geschlagen und vernichtet wurde, gerade als würde dieses Schauspiel zu ihrer besondern Belustigung aufgeführt, denn sie stehen in Rom große Langeweile aus. Der Himmel schütze uns vor solchen Freunden.

Inzwischen hatten sich im Neapolitanischen die Königlichen auch wieder gerührt, und nachdem König Franz in den oben beschriebenen siegreichen Gefechten die Schwäche des Feindes erkannt und das Selbstgefühl seiner Soldaten sich gehoben hatte, wurde ein vernichtender Hauptschlag gegen Garibaldi beschlossen. Bei Caserta wurde eine gewaltige Schlacht geschlagen. Im Anfange waren die Königlichen auf vielen Punkten siegreich, selbst im Centrum der Garibaldi'schen Stellung wurden die Höhen von Caserta genommen und die Truppen drangen bis zu dem königlichen Lustschlosse vor, und in Neapel gab man die Schlacht schon verloren, so daß die Würdenträger des Staates, in dem wehgekleideten Gemeinderath schon Anstalten machten zum feierlichen Empfange ihres vertriebenen Königs, da — gerade zur rechten Zeit für Garibaldi — trafen Verstärkungen aus

Neapel und ein Corps Piemontesen auf dem Schlachtfelde ein, und dem Helden Garibaldi, der nie den Muth und die Besonnenheit verlor, gelang es durch erneute, mit Kühnheit und Geschick geleitete Angriffe das Glück des Tages zu wenden. Er behauptete als Sieger das Schlachtfeld und König Franz mit seinem Heere kämpfte über den Volturno zurück.

Viktor Emanuel, nachdem sein General Cialdini den Kirchenstaat wie ein geschickter Lascagnerpieler in die königliche Lascagne praktizirt, hatte sich inzwischen an die Spitze seiner Sudarmee gestellt, und in der Besorgniß, sein Freund Garibaldi könnte ihm Streiche machen, oder gar die gemachten Eroberungen wieder verlieren, und um ihn nicht mit weiteren Eroberungen und Siegen zu belästigen, überschritt er am 9. October die neapolitanische Grenze. Auch diesmal hatte er in der Bestreuerung vergessen, den Neapolitanern eine Kriegserklärung zu machen. Dem guten Könige ging in der letzten Zeit so vielerlei durch den Kopf, daß man ihm den kleinen Beobachtungsfehler nicht übel nehmen darf. Noch einigemal schlugen sich die Neapolitaner gegen Garibaldi in kleinen Gefechten und nicht ohne Glück, allein schon operirte Viktor Emanuel in ihrem Rücken, und so von vornen und hinten bedrängt, mußten sie die Linie am Volturno gänzlich aufgeben und sich an den Garigliano zurückziehen, wobei ihre Nachhut, von Viktor Emanuel persönlich angegriffen, große Verluste erlitt.

Jetzt ging es mit König Franz und seinem Heere rasch zu Ende. Die belagerte Festung Capua besand sich so übel, daß sie sich am 2. November übergeben mußte. Am 3. überschritt Viktor Emanuel den Garigliano und schlug die Neapolitaner in einer entscheidenden Schlacht, so daß Franz II. nur mit großem Verlust in die Festung Gaeta werfen konnte.

Am 7. November hielt Viktor Emanuel an der Seite Garibaldi's seinen feierlichen Einzug in Neapel und verkündete, daß er sich der verloren gegangenen Krone beider Sicilien erbatmen und sie auf sein eigenes Haupt setzen wolle. Garibaldi legte seine Diktatur nieder, nahm Abschied von seinen Waffengefährten und schiffte sich nach seiner kleinen Insel Caprea ein.

Dort lebt der große Mann, der Held und Patriot, der so eben seinem Könige eine Krone geweiht, jetzt ein einfacher Landmann in seinem bescheidenen Hauschen, pflügt seine Felder, pflegt seinen Garten und geht an der Seemannschaft. Die Einrichtung seines kleinen Hauses zeigt, daß es sich einen Reichthum gesammelt hat. In seinem Wohnzimmer, das zugleich Schlafzimmer und Speisezimmer ist, stehen zwei hölzernen



König und Königin von Neapel in Gaeta.

Wettstellen mit zwei Mairagen, ein lahmer mit einem alten grünwollenen Kopfschilde bedeckter Esch, der zugleich als Götze und Nachtisch dient, und vor diesem ein glückbrüchiger Lehnsstuhl. In zwei Kisten liegen bunt durcheinander Leinwand, Handtücher und von Kugeln durchlöcherter Säben, theure Andenken an seine Kriegszüge; neben einer kleinen Bibliothek hängt das Bild seiner Tochter, und über seinem Bette ein Wappenstein mit den Haaren seiner Mutter und seiner Frau. Das ist Alles, und ein rechtschaffener Leutnant würde sich bedanken, wenn er in einem solchen Zimmer wohnen möchte. Der hinkende Bote muß gesehen, selten hat ihn etwas so gerührt, als diese erhabene Armuth dieses Zimmers Gar baldis; und wenn es auch wahr ist, was die Leute sagen, daß diese Armuth Gar baldis's Stolz ist, und daß er mit seiner Armuth ein wenig loquettirt, nun so ist es jedenfalls ein achtungswerther Stolz und eine edle Koquetterie, diese Koquetterie mit der Armuth. Mache es ihm einmal Ehre nach, wenn er kann. Der hink. Bote wünscht nur, daß die Koquetterie unserer Frauen sich auch einmal auf die Armuth werfe, anstatt auf Cinoline, Goldschmuck, falsche Hoar, falsche Zähne, falsche Perlen u. sonstige unennbare Falschheiten.

Doch während Gar baldi in seiner freiwilligen Verbannung auf Capriera ausrubt von seinen Kämpfen, und während Viktor Emanuel in Neapel und Palermo sich mit den Vorbereitungen mächtig und in Trümpfen schweigt, die sein tapferer und unzeitigster Freund für ihn gewonnen, donnern von Gaeta, in welches sich Franz II. mit seiner Gemahlin und seiner Familie eingeschlossen, die Kanonen der Piemontesen, und die letzten Mauern stürzen unter der unwiderstehlichen Gewalt der gegnerischen Geschütze.

Dort ist, wie unser Bild zeigt, der unglückliche König Franz in einer dornbesetzten Kasemate und brühet über sein trauriges Schicksal, und seine Gemahlin legt auf den Knien vor einem Kreuzstabe und betet um Rettung aus dieser entsetzlichen Noth. Doch sie betet nicht allein, nein sie handelt auch; in ihrer zarten Brust wehnt der Muth eines Mannes und lebt die Seele eines Helden, und jetzt, da König Franz seine Krone und sein Königreich verloren, hat er etwas gefunden, das ihm, wenn er ein Herz dafür hat, Ersatz bieten kann für das Verlorene, ein treues, aufopferndes, heidenmüthiges Weib. Auf seinem Throne würde er den Werth dieser kostbaren Perle in seinem königlichen Diademe schwerlich erkennen, so werthlich geschätzt haben. Seinem Weibe hat er es zu danken, daß er sich zum Manne ermannte, und nicht wie ein Weib verzweifelte, daß er anstatt in seinem Palaste in Neapel, auf seinem vergoldeten Bettstühle herumzurutschen und die heilige Jungfrau um Hilfe anzuwinzeln, sich aus dem Gaul setzte, sein Schwert zog und einen Streich that um seine Krone; ihr hat er es zu danken, daß im Wolfe die Theilnahme für ihn erwachte und daß, während er in Gaeta eingeschlossen ist, seine Wauern sich im Lande umher erhaben, dem Feinde schaarweise in den Rücken fielen, und den Belagerern gewaltig zu schaden machten; seinem Weibe endlich hat er es zu danken, daß er in der Vertheidigung Gaeta's sich den Ruhm eines Kriegers erwarb und daß er mit Ehren vom Schauplatze abtreten konnte.

In Gaeta erregte die neunzehnjährige, heidenmüthige Frau, die Bewunderung Aller, und selbst der hinkende Bote, der schon ein alter Burche ist, und sich nicht mehr leicht begehrt, und der zudem ein abgejagter Feind der Bourbonen ist, und ihre Vertheidigung für eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit halt, selbst der hinkende Bote hätte dieses großherzigen jungen Frau keine die Dank geküßt in ehrfurchtvoller Bewunderung, wenn so etwas angehe. Zwar ist's kein Wunder, denn Maria, Königin von Neapel, ist ja eine Deutsche, eine Prinzessin von Baiern, und Deutschland ist immer reichlich gewesen wegen seiner tüchtigen Frauen, und ist's noch bis auf den heutigen Tag.

Die Königin Maria aber war in dem

belagerten Gaeta ein Engel des Trostes nicht nur ihrem unglücklichen Gemahle, nein jedem gemeinen Soldaten. Standhaft wie ein Mann ertrug sie die Beschwerden der Belagerung und selbst dem Tode schaute sie lächeln in's Angesicht, wenn sie die Batterien besuchte, und sie hat mit mehr Kugeln pfeifen hören, wie mancher berühmte General, diese zarte, junge Königin.

Als ein schwer verwundeter bayerischer Freiwilliger sein Ende herannahen fühlte, bat er mitten in der Nacht, die Königin an sein Sterbelager zu rufen. Die Königin erhob sich anverweilt von ihrem Lager und eilte zu ihrem unglücklichen Landsmann. Dieser übergab ihr seine Biene u. bat sie mit herabender Stimme seinen ersparten Sold seiner Braut, des Löwenwirths Margereth in M. . . . zu übergeben, er könne nicht ruhig sterben, wenn sie es nicht thun wolle; und sie solle seine Margereth grüßen von ihm, er sei als ein braver Soldat gestorben.

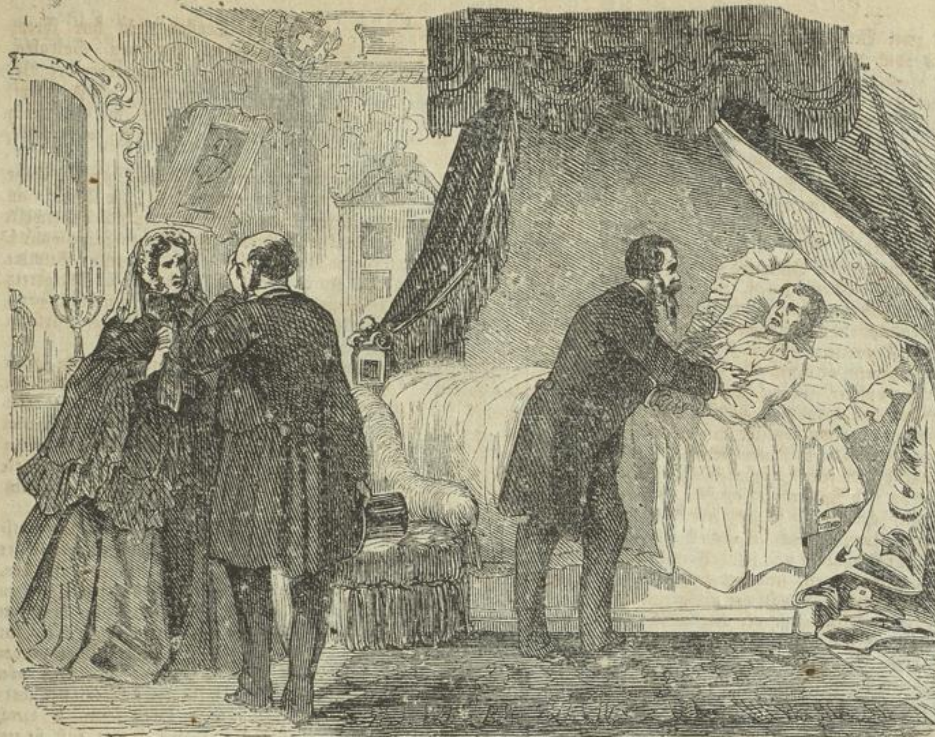
Mit Thränen der Rührung versprach die königliche Fran den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen, dankte ihm mit großer Herzlichkeit für seine Tapferkeit und Treue und küßte an seinem Schmerzenslager, bis er seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Ähnliche Züge von Muth, Aufopferung und Herzengüte dieser jungen Königin werden noch viele erzählt, und der hinkende Bote bedauert, daß es ihm am Raum fehlt sie nachzuzählen.

Doch der Heldenmuth der Königin, das männliche Auftreten ihres Gemahles und die hingebende Tapferkeit seiner Soldaten konnten den Fall Gaeta's nicht mehr aufhalten. Die Stadt war durch den unaufrichtigen Krieger in einen Trümmerhaufen verwandelt. Und als nun auch die schützende französische Flotte, der letzte Hoffnungsanker für Franz, sich zurückzog, (die Franzosen hatten auch hier wieder eine saubere Rolle gespielt), und die Festung nun auch von der Seeherse bombardirt wurde, als in den Kasematten verheerende Krankheiten ausbrachen, als wahrscheinlich durch Verrath entzündet, drei Pulvermagazine in die Luft flogen und Hunderte unter ihren Trümmern begißen, und als endlich noch die Lebensmittel und das Pulver ausgingen, da mußte König Franz, daß die letzte Stunde geschlagen habe, und am 13. Februar 1861 übergab er die Festung. Am folgenden Tage zog die Besatzung mit kriegerischen Ehren aus und streckte am Stigma die Waffen. Der König begab sich mit seiner Familie nach Rom, wo er sich noch befindet.

Doch noch ist das italienische Trauerspiel nicht aufgeführt. König Franz hat seine Ansprüche und seine Hoffnungen nicht aufgegeben, und von Rom aus ist der vertriebene Fürst seinen Feinden fürchtbarer geworden, als er es jemals auf seinem Thron war. Mit Hilfe der päpstlichen Peters-Besatzung und der Hebräer fanatischer Priester, und unterstützt durch



Kampfszene zwischen den sogenannten neapolitanischen Räubern und den Truppen des Königs Viktor Emanuel.



König Victor Emanuel nimmt weinend Abschied vom sterbenden Cavour.

das Völkergnügen, die Noth und Linderung hat er in seinem ehemaligen Königreiche einen Aufstand entzündet, der an allen Ecken und Enden loyert. Das Volk und die ehemaligen königlichen Soldaten durchziehen in bewaffneten Bänden das Land und sengen, brennen und morden, Alles zu Ehren ihres Königs, und Victor Emanuel wird Mitleid haben, mit diesen Räubern, wie er sie nennt, fertig zu werden, um sich seines Königreichs Italien zu erfreuen.

So stehen jetzt die Dinge und zum Schluß gibt die hinliefende Bote noch das Bild einer Kampfszene zwischen den sogenannten neapolitanischen Räubern und den Truppen des Königs Victor Emanuel.

#### Cavour's Tod.

Wenn König Victor Emanuel eine Schlacht verloren hätte, er hätte noch lange nicht so viel verloren, als da ihm sein Minister starb, Graf Cavour.

Cavour ist der eigentliche Begründer der italienischen Staatseinheit, die Befreiung Italiens war — ohne Garibaldi's Heldenthum zu schmälern — Cavour's Werk. Doch nicht allein freigemacht hat er Italien, nein, er war auch auf dem besten Wege es glücklich zu machen. Möglich, daß mit Cavour Italiens Glück gestorben ist. Hörit, was er für sein Volk gethan hat.

Um die Kriegsschäden zu heilen, war das einzige Mittel erhöhte Steuern. Minister der gewöhnlichen Sorte machen sich's in solchen Fällen sehr bequem, sie erhöhen halt die Steuern; ob's das Volk tragen kann oder nicht, das kümmert sie nicht. Cavour aber kümmerte sich sehr darum. Schon als Parlamentsmitglied und später als Minister wirkte er unablässig darauf hin, die Tragkraft des Volkes zu steigern und ihm dadurch seine Last zu erleichtern. Zu diesem Zwecke führte er Gewerbe- und Handelsfreiheit ein, setzte die Zölle, die Frachten, das Briefporto herab, überzog das Land mit einem Eisenbahnnetz, und baute einen Seehafen. Mit unermüdelichem Eifer wirkte er für die geistige Bildung des Volkes, indem er unablässig gegen Blödsinn, Dummheit und Vorurtheil zu Felde zog, und dadurch dem Hass der Pfaffen vertiefte. Den Einfluß der Pfaffengewalt

sprengte er thatsächlich in die Luft, durch Aufhebung des geistlichen Gerichtshofes durch Einführung der Civilehe, durch Errichtung von Schulen und wissenschaftlichen Instituten. Das konnte ihm der fanatische Theil der Bevölkerung bis in das Grab hinein nicht verzeihen und da sie ihm unter dem Boden nichts mehr anhaben konnten, so packten sie dafür seinen Bekleidungsstücke, den guten Vater Joseph, der in ächt christlichem Sinne dem sterbenden Cavour trös-

send zur Seite gestanden, der ihm das heilige Abendmahl gereicht und der ihn absolvirt hatte. Für diese Frevel — denn Cavour, der abstrünnige Sohn der Kirche, sollte in seinen Sünden hinüberfahren — für diese Frevel wurde der würdige Vater Joseph nach Rom zur Nachenschaft gerufen, dort seines Amtes entsetzt und eingesperrt.

Unser Bild zeigt das Sterbebett Cavour's und wie sein König, mit Thränen von ihm Abschied nimmt. Er durfte schon weinen, dieser König, und mit ihm weinte ganz Italien.

#### Eine moralische Geschichte.

Wenn Einer eine Manschette bekommt, oder eine Ohrfeige, oder ein Stuhlbein über den Schädel, so wird es ihm gewiß nicht einfallen zu sagen, das sei etwas Moralisches, sondern im Gegentheil. Und doch gibt es jetzt moralische Ohrfeigen. Die Franzosen haben sie erfunden und sind stolz darauf, fast wie auf die Erfindung der gezogenen Kanonen, denn jetzt kann man ihnen nicht mehr nachsagen, daß sie nicht viel auf's Moralische halten.

Nämlich der General Goyon, derselbe, der die französischen Truppen in Rom kommandirt, und der päpstliche Kriegsminister Kardinal Merope hatten einen kleinen freundschaftlichen Disput wegen eines päpstlichen Soldaten, der beim Tanz im goldenen Adler, gleich neben dem Capitol, Handel mit einem französischen Soldaten bekommen und diesen mit dem Säbel etwas unfreundlich gekitzelt hatte. Jetzt wollte aber der Kardinal Kriegsminister den päpstlichen Soldaten nicht herausgeben, und der General Goyon hätte ihn gerne gehabt, um ihn ein wenig hängen oder erschließen zu lassen.

„Und ich muß ihn haben, den Schuft“, sagte der französische General. „Und ich gebe ihn nicht her“, sagte der päpstliche Kardinal. „Sie müssen ihn hergeben“, sagte der Franzose wider und schlug an seinen Degen. „Das will ich sehen, wer mich zwingen will“ rief der Päpstliche und stampfte mit dem Fuße. „Der Papst, Ihr Herr und Meister wird Sie zwingen.“

„Den Teufel wird er“, wollte der Kardinal eben sagen, denn er war früher belgischer Offizier gewesen; zum Glück aber fiel

es ihm noch ein, daß er jetzt Kardinal sei und mit dem Teufel, nichts mehr zu schaffen haben dürfe, deswegen erwiderte er nur „er glaube nicht, daß Seine Heiligkeit, der Stellvertreter Petri, so etwas befehlen werde.“

Die beiden hohen Würdenträger kamen immer mehr hinter einander, der Franzose wurde immer hitziger und gröber, wie sie es so machen und je gröber der Franzose wurde, je mehr vergaß der Kardinal, daß er, obgleich Kriegsminister, eigentlich ein Mann des Friedens sei, und soll den General Goyon einen Schulten oder etwas dergleichen geheißen haben und seinen Herrn und Kaiser eine Kanaille.

Das ist nun freilich ein wenig arg, obschon es unser einem ordentlich weh thut zu sehen, wie so große vornehme Herren gar nicht stolz und hochmüthig sind, sondern recht „niederträchtig“ und „gemets“, daß man nicht meinen sollte, es sei möglich. General Goyon fand es auch arg und forderte den Kriegsminister zum Zweikampfe auf Pistolen heraus. Merode aber sagte, er sei ein Priester und dürfe nicht auf Pistolen losgehen, aber auf Bannstrahlen sei es ihm recht, das sei sein Schicksal, und sie wollten gleich hinten in Pappiens Garten mit einander ausmachen.

Das wollte der Franzose nicht, der wollte von einem Duell mit Bannstrahlen nichts wissen, der Kampf wäre zu ungleich gewesen, deswegen schrie er den Kardinal an: „Da Sie sich nicht schrecken wollen und da ich einem Priester keine wirklich en Ohrfeigen geben darf, so gebe ich Ihnen hiermit ein halbes Duzend moralische.“



Goyon und Merode.

Auf dem Bilde kann man deutlich sehen, wie er ihm die moralischen Ohrfeigen gibt. Die Moral liegt nämlich darin, daß die Ohrfeige nicht wirklich gegeben wird, sondern daß man nur alle fünf Finger ausstreckt und nur so dergleichen thut.

Diese moralische Geschichte hat der hinkende Vote zum Nutzen und Frommen unserer Bauernburschen erzählt, damit sie wissen, wie man's macht, und damit sie bei der nächsten Kirchweih sich moralische Stuhlbeine um die Köpfe schlagen und moralische Ohrfeigen geben können.

Erstens thun sie nicht weh und zweitens hat das Amtsgerechtigt und Whysikat nichts damit zu schaffen.

**D e u t s c h l a n d.**

In unserem lieben deutschen Vaterlande gab es im vorigen Jahre wohl Allerweltsbegebenheiten, — Weltbegebenheiten hat es dagegen leider wenig gegeben. Aber sie kommen noch. Deutschland fühlt sich unbehaglich durch die Rheingrenzgeräusche seiner französischen Nachbarn, und zudem macht ihm der Bundestag Kopfschmerzen und Magerdrüden; er stoßt ihm auf, aber er kann ihn nicht losbringen. Deutschland hat eingesehen, daß der Bundestag eine ganz häßliche

Einrichtung ist für den Frieden, aber als der Krieg vor der Thüre war, da wollte er kein Stroh halten. Und selbst im Frieden hat der Bundestag Unglück denn fast alle wichtigen deutschen Fragen fallen in die Bundesferien, und wenn sie nicht hincinfallen, so ist's noch schlimmer. Weil Deutschland dieses einseht, und weil es einseht, daß es nur ein einziges, großes, gewaltiges Deutschland sein darf, wenn es sich seiner Feinde erwehren und eine Achtung gebietende Stellung im Raibe der Gemalrigen dieser Erde einnehmen will, ein einziges, einziges und großes Deutschland, und nicht zwei und dreisig, oder noch mehr kleine Deutschländerlein, die zudem immer Händel mit einander haben; weil Deutschland ferner einseht, daß, wenn es, wie es den Anschein hat, nicht von



v. Bennigsen, Präsident des deutschen Nationalvereins, werden kann, man es einmal von Unten nach Oben probiren müsse. — weil es Alles dieses einseht, so hat es den National-Verein, den waderen Hannoveraner v. Bennigsen an der Spitze, und die Flotten-Frage erfunten, und siehe da, beides war gut.

Daß ein deutscher Fürst gesagt haben soll, er wolle lieber der Bundesgenosse Frankreichs sein, als der Vasall Preußens, das glaubt der hinkende Vote nicht. Das ist Verläumdung, so etwas ist in Deutschland unmöglich geworden. Mit Stolz steht Deutschland auf einige edle, patriotische Fürsten kleinerer Staaten, die ein Herz haben für ihr großes, gemeinsames Vaterland und die in hochherziger Selbsterläugnung bereit sind, ihre eigenen Interessen dem Wohle des Ganzen zum Opfer zu bringen. Unter ihnen glänzen der Großherzog von Baden und sein Schwager, der Herzog von Koburg-Gotha, beide der Stolz und die Hoffnung unseres großen Vaterlandes. Die Hüte herunter und die Hand auf's Herz: Sie sollen leben, Hoch, Hoch und abermals Hoch! Preußen.



König Friedrich Wilhelm IV. ist nach zwei-jährigen schweren Leiden am 2. Jänner 1861 gestorben. Sein Bruder, der Prinz von Preußen bestieg als König Wilhelm I. den Thron. Preußen strebt eine verbesserte Bundesverfassung an, ist aber mit seinen Verbesserungsplänen noch nicht weit gekommen, denn es sind

zu viele Köpfe, als daß der Bret nicht versalzen werden sollte. Inzwischen salzen die preussischen Kammern noch frisch drauf los. Herr von Binde schwärmt für die nationalen Einheitsbestrebungen, und findet es ganz in der Ordnung, daß die Italiener auch Venedig haben wollen; daß aber die Preussisch-Polen etwas von ihren früheren Rechten zurückverlangen, das findet Herr von Binde nicht in der Ordnung. Man sieht, es ist ein Unglück für Oesterreich, daß es nicht preussisch war, denn wenn es preussisch gewesen wäre, so hätte es die Lombardie nicht verloren, das hätte Herr von Binde nicht zugegeben. Das sind die Binde'schen Sympathien für die Nationaleneinheitsbestrebungen. Um die eigentliche deutsche Frage haben sich die preussischen Kammern nicht viel belümmert, denn Herrrenhausen war die Grundsteuerfrage wichtiger, denn es war eine Frage, auf welche die Geldbeutel der Herren die Antwort geben sollten, und sie haben gewaltige Geschickler geschritten, als sie in diesen sauren Apfel beißen mußten. Auch die Ehen haben den Herr

ren gewaltig zu schaffen gemacht; aber darin haben sie ihren Kopf und bestehn darauf, daß die Ehen nur im Himmel und nicht auch vor dem Bürgermeister geschlossen werden dürfen. Für das sibgwusste preussische Heer haben die Kammern 7 Millionen Thaler mehr bewilligt, was recht schön von den Kammern ist, und wir wollen nur hoffen, daß dieses Heer nicht nur ein preussisches, sondern in allen Fällen auch ein deutsches sei.

In G h u r h e s s e n ist immer noch die alte Leyer und der hinkende Vote ist begierig, wer dort zuerst die Geduld verlieren wird, das Volk oder der Churfürst. Doch Alles was Recht ist und der Wahrheit die Ehre, der Churfürst hat kürzlich auch reformirt. Meinest Ihr ich könne es nicht? hat er gesagt, und so hat er nach Anhörung seines Staatsministeriums befohlen, daß alle Soldaten und Offiziere ihre Badenbärte abschneiden müssen. Sämmtliche Churfürstliche Barbierer sollen eine Dankadresse beschließen haben.

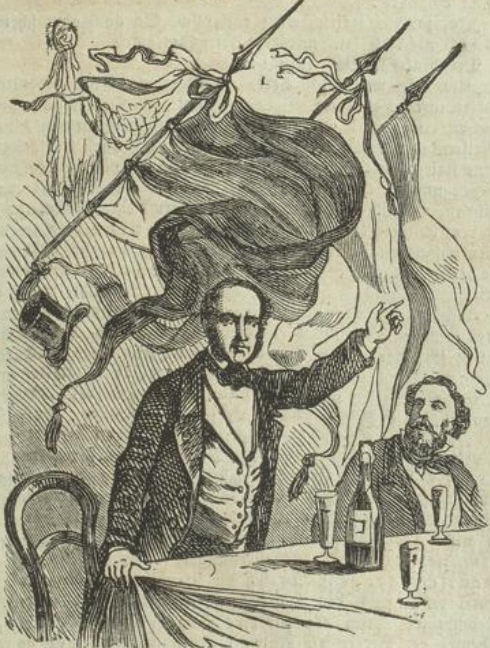
Schleswig-Holstein hat immer noch sein Trauersköllein an, und der hinkende Vote will kein Wort mehr darüber verlieren. Er bekommt einen Wuth-anfall, wenn er nur daran denkt.

In W ü r t t e m b e r g hat das Konkordat auch einen Purzelbaum gemacht, wie in Baden. Die Konkordattaler machen large Gesichter und sagen: Böse Beispiele verderben gute Sitten.

B a d e n geht Hand in Hand mit seinem großherzigen Fürsten, ist noch immer der leuchtendste Stern an dem deutschen Horizont. Ueberall voran, wo es Freiheit, Aufklärung, wo es das Wohl des engeren, so wie des großen gemeinsamen Vaterlandes gilt.

Schule und Kirche sind in einem Entzückungs- und Läuterungs-Prozesse begriffen. Die Gewerbefreiheit ist vor der Thüre. Eingreifende Reformen im Gerichts- und Verwaltungswesen stehen bevor. Die großartige Gewerbeausstellung in Karlsruhe hat jeden Badener mit Stolz erfüllt über die gesunde Kraft des kleinen, glücklichen Landes.

Alles ist mit Baden zufrieden, Alles ist stolz auf dieses



Eine unmoralische Ohrfeige.

Ländchen, nur Herr von Dalwigk nicht. Nämlich bei der feierlichen Eröffnung der Rheinbrücke, die jetzt bei Rehl Deutschland mit Frankreich verbindet, hat Herr von Dalwigk, der darmstädtische deutsche Minister — eine Rede gehalten die überfließ von Lob und Entzücken gegen — Napoleon III. Ohne deutsche Fahne, die gerade über Dalwigks hutbedecktem Haupte hing, ergötzt über diese Dummheit eines deutschen Ministers, machte eine moralische Faust und gab dem erschrockenen Staatsmanne eine so gewaltige Ohrfeige — seine moralische, (dann hat er die Meinung wirkliche, — daß sein hiesiger Hut in alle wegen kann Der Baden nicht leidet. Der hinkende neiaten Leser in die Silberdreier scher Männer und Hoffnung habt Ihr sie lange segens-



Prinz Wilhelm, Markgraf von Baden.



Minister Stabel.



Minister Lamey.

Die deutsche Flotte.

Standrede

des hinkenden Voten an sämtliche deutsche Philister.

Der hinkende Vote spricht: „Eine deutsche Flotte und eine deutsche Flagge!“

„erschreckt nicht und beruhiget Euch, Ihr lieben, guten, gemüthlichen deutschen Freunde, Ihr Patrioten hinter den Bierstischen, Ihr kanngeliebenden Politiker, Ihr sorg- und sparsamen Familienväter, denen die Frau einen Sechser in die Tasche steckt, damit Ihr Abends im Wirtschaftshaus dem Rationalverein seinen Standpunkt klar machen könnt; Ihr ängstlichen und vorbehaltlichen Feder- und Paragraphenhelden, mit einem Worte. Ihr deutschen Philister, beruhiget Euch, der hinkende Vote ist kein Simson, der Euch mit einem Felskloback zu Leibe will, nein, er will Euch nur ein wenig in's Herz greifen und allenfalls auch in den Geldbeutel, was bei Vielen auf Eins herauskommt; Alles aber zu Ehren des deutschen Vaterlandes.“

„Eine deutsche Flotte und eine deutsche Flagge!“ Ihr alle habet diesen Schrei gehört, der jetzt durch ganz Deutschland klingt und ein gelinder Schauer hat Euch ergriffen, denn der Schrei ist bis in Eure Geldbeutel gedrungen. Auch der hinkende Vote hat ihn gehört und herzlich mitgeschrien, er ist ja ein Hauptschreier, der Hinkende, und das Blut ist ihm dabei ins Gesicht gestiegen, vor Freude und vor — Ingrimm.“

„Ja vor Ingrimm, denn er erinnert sich — und er hat es nicht in's Kamin geschrieben — daß dieser Schrei schon einmal erkungen ist durch Deutschland und daß er Wiederhall gefunden hat in vielen tausend Straz, denn er zauberte damals deutsche Schiffe auf das Meer, mit deutschen und deutschredenden Kanonen gespickt, und die deutsche Flagge flatterte lustig auf den Mastbäumen und Raen. Ihr selber habt damals mitgesteuert,



freilich waren dort Eure Gelddienel und Eure Herzen offener, und Eure Herzen waren um 12 Jahre jünger, und der Verkürzungs-Prozess hätte eben erst angefangen. Es war ein kurzer, schöner Traum, dieses junge deutsche Flottenkind, und beim Erwachen sahen unsere entsetzten Augen eine Schandscene ausführen, die in Deutschland niemals hätte möglich sein sollen. Wir sahen, wie man die deutschen Schiffe an den Meißelketten verfestigete, verschachtete, wie ein Paar alte Lumpen und Lappen; wir sahen, wie man Deutschlands Ehre dem Hohne und dem Gelächter Europa's Preis gegeben hat; wir sahen es und — Schmach über uns — wir haben es gebuhlet!

„O Hannibal Fischer, Du Flottenverschacherer, Du flotter Flottenfischer, wie kannst Du die Unverschämtheit haben, ein Deutscher zu sein? War es möglich, daß Deutschland ein solches Exemplar, wie Dich o Hannibal, in seinen eigenen Gauen finden konnte, daselbe Deutschland, das sich einst, um Gilt zu erhalten, an die Römer wenden mußte? Ferner, Hannibal, wie kannst Du die Frechheit haben, Hannibal zu heißen? Fürchtest Du nicht, daß der große Karthager aus seinem Grabe steigen und Dir einen Elephantenblüsel um die Ohren schlagen werde, da Du seinen Namen so verschändest?“

Der hintende Bote macht eine Pause u. wäscht sich die Stirne. Erster Philister spricht:

„Hinkender, Ihr nehmet Euch zu viel heraus gegen Bürger, die ihre Steuern und Abgaben bezahlen. Das leiden wir nicht. Verstanden? Und jetzt sollen wir noch mehr besteuert werden? Auch noch eine Flottensteuer? Warum hat man sie verfestigt, die Flotte? Und wer sieht uns dafür, daß sie nicht wieder verfestigt wird? Und sollen wir so auf's Argewisse hin wieder unsere guten Baken bleichen in diesen theuren Zeiten? Ohne Garantie und ohne Hypothek?“

Erster Philister setzt sich und schaut triumphirend seine Collegen an, die ihm Beifall zunicke.

Der hintende Bote spricht:

„Nein, nein, behaltet Eure Baken. Beschütze uns der Himmel vor solchen patriotischen Gaben! Wenn der zündende Funke Euch unberührt und kalt gelassen hat, wenn Eure Seelen so sehr in Bier versumpft, Eure Herzen so sehr von Käsemilben angegriffen sind, und Euer Verstand so sehr in Eise verschwemmt ist, daß Ihr nicht lebhaft fühlt und von der freundigen Ueberzeugung durchdrungen seid, daß die deutsche Flotte nie mehr verweigert werden wird, weil sie nie mehr verweigert werden kann, — wenn Ihr das nicht kapieret — nun so behaltet Euer Geld und laßt Euch Schlafmügen dafür, oder neue Jopfbänder, oder einen Strick und hängt Euch an den ersten besten Nagel. Mit solchen Beiträgen soll unser patriotisches Werk nicht vernichtet werden.“

Zweiter Philister spricht:

„Nun, nun, Hinkender, nur nicht so grob, man wird doch auch noch reden dürfen für sein Geld? Und so möchten wir gerne noch wissen, wo denn das viele Gold hingekommen ist, das der Hannibal Fischer gelöst hat bei der Flottenverfestigung? Mit dem könnte man schon ein Paar Kanonenboote anschaffen. Ich hab' auch einen Gulden gesteuert und meine Frau hat mir deswegen 4 Wochen lang ein Gesicht gemacht. Wo mein Gulden hingekommen ist, will ich wissen!“

Sämmtliche Philister schreien durcheinander:

„Ja, ja, das wollen wir wissen. Ich hab' auch einen Sechsbäcker gegeben, und ich dreißig Kreuzer, und ich einen Kronensphaler! Wir wollen unser Geld wieder haben, wo ist es hingekommen, unser Geld?“

Der hintende Bote spricht:

„Ich weiß es selber nicht, wo es hingekommen ist. Aber Ihr lieben Philister, ist's jetzt an der Zeit, zu rechnen u. zu mäßen? Warum habt Ihr früher nicht gefragt? Lasset es die mit ihrem Gewissen ausmachen, die Deutschland um seine Ehre und sein Geld betrogen haben. Deutschland wird sie einst zur Rechenschaft ziehen und auch Ihre Flottenrechnung ein wenig revolviren. Aber doch könnt Ihr gewiß sein, meine Freunde, Deutschland ist zum letztenmale betrogen worden, es wird nicht mehr betrogen werden, und wenn es wird — nun dann beim Himmel, dann hat's es nicht besser verdient.“

Dritter Philister spricht:

„Nur nicht so hitzig, Hinkender! Mit Euch ist's ja gar kein Auskommen. Gesetzt der Fall, wir wollten auch unser Geld verschmerzen, es nützt uns doch nichts, wenn wir's auch nicht thun, so werden wir doch, ehe wir auf's Neue in den Sad greifen, fragen dürfen: Zu was brauchen wir denn eigentlich eine deutsche Kriegesflotte und ist denn eine solche auch nothwendig?“

Der hintende Bote spricht:

„Der Himmel schenke mir Gebuld! Freilich ist sie nothwendig, Ihr . . . Ihr Dickköpfe hätte ich bald gesagt!“

„Habt Ihr nicht gelemt und wisset Ihr nicht, daß Deutschland die dritte Seehandelsmacht der Welt ist, und daß es 15,000, sage fünfzehntausend Handelschiffe auf dem Meere herumshawimmen hat, die Euch euren Tabak, euren Kaffee, euren Zucker, eure Baumwolle, eure Seide, und der Himmel weiß, was noch Alles in's Haus liefern? Aber diese Handelsflotte hat keine Kriegesflotte zum Beschützer, sie ist eine schützterne, wehrlose Schaafherde ohne Hirte und ohne Hund, und wie ein Wolf die Schafe, so jagt ein einziges feindliches Linienschiff die ganze deutsche Handelsflotte in alle vier Winde, und die feindlichen Schiffe legen sich vor die deutschen Seehäfen, daß keine Maus mehr aus oder ein kann, geschweige ein Schiff mit Tabak, Thee, Kaffee und Zucker. Und jetzt — ich muß Euch an eurer Achillesferse packen — und jetzt frage ich Euch, greift Euch das nicht an Herz, wenn Ihr bedenket, daß eine Zeit kommen kann, wo Ihr anstatt importirter Sigarren nur noch Pfälzer Deutblatt mit ditio Inlage rauchen, und wo Ihr keinen Kaffee mehr trinken könnt? Daß eine Zeit kommen kann, wo Eure Weiber keine Kaffeewisiten und Theetränzchen mehr haben werden? Und warum? Weil wir keine deutsche Kriegesflotte haben! Habt Ihr das bedacht? Keine Kaffeewisiten und keine Theetränzchen mehr, die bisher die Sicherheitsventile waren für das Oist und die Galle Eurer Weiber; jetzt aber all dies Oist und all diese Galle, die sonst in diesen moralischen Anstalten verarbeitet worden, bei Euch in Euren eigenen Häufeln wo Ihr sie in jeder Suppe zu essen und in jeder Tasse Sighorenbrühe zu trinken bekommt! Und das Alles, weil wir keine deutsche Kriegesflotte haben? Habt Ihr das Entzehlische dieser Situation erlannt? Seid Ihr überzeugt?“

Sämmtliche Philister machen lange Gesichter und flüstern unter einander:

„Ja, ja, das freilich wäre entzehlisch. So ganz ohne scheint es doch nicht zu sein mit der Kriegesflotte.“

Der hintende Bote spricht:

„Und nun weiter im Text. Stecht einmal Eure bebrillten Nasen in die Landkarte. Seht Ihr nicht, daß Deutschland von drei Meeren bespült wird? Daß Deutschland eine mehr als 200 Meilen lange Seeküste hat, die jedem Feinde offen liegt, weil keine Kriegesflotte da ist, um die Küsten zu vertheiligen? Was nützen uns unsere Festungen am Rheine, was Mainz, was Landau, was Rastatt, ja was nützt uns der Kehler Brückenkopf, an dem ich alles Mögliche nur nicht Kopf entdeden kann, wenn Deutschland an seinen Meeren ein 200 Meilen großes Loch hat, wo die Feinde melkenbrett und tausentweise heretinstromen können, ohne daß es ihnen einer wehren kann? Und diese Feinde werden Deutschland überschwemmen und Ihr werdet Einquartierung haben, Ihr guten, ruhigen, gemüthlichen deutschen Philister; Einquartierung, die sich in Eure Betten legt, die Euren Wein trinkt und Euren Braten isst, und Ihr müßt Euch mit Stroh, mit Wasser und Brod begnügen. Habt Ihr mich verstanden? Wist Ihr, was Einquartierung ist? Ja Ihr wist es, denn ich sehe Euch bleich werden.“

Sämmtliche Philister werden bleich. Mehrere sinken sprachlos auf die Stühle. Ein allgemeines Gemurmel erhebt sich. Einquartierung? Schauderhaft. Nein, nein, die wollen wir nicht. Lieber noch eine Flottensteuer. Aber grausam Geld wird es kosten.“ Mehrere Philister machen Miene, in die Taschen zu greifen.

Der hintende Bote spricht:

„Was kosten? Ihr macht ein gutes Geschäft, das ist Alles. Ihr gebet 1, um 100 nicht zu verlieren, und habt dabei noch das Bewußtsein einer edeln That gratis. Passet einmal auf. Werwendet Deutschland jährlich 20 Millionen Gulden auf seine

Kriegsflotte, so werden wir bald eine haben, die uns schützen und die uns Achtung verschaffen wird. Aber 20 Millionen sind kein Pfifferling, werdet Ihr sagen, woher nehmen diese 20 Millionen? Freilich sind sie kein Pfifferling für eine Nation von Philistern, für eine begeisterte, opferfreudige Nation aber sind sie kein unbesiegbares Hinderniß.

Wir geben jährlich 70 Millionen aus für unsere stehenden Heere.

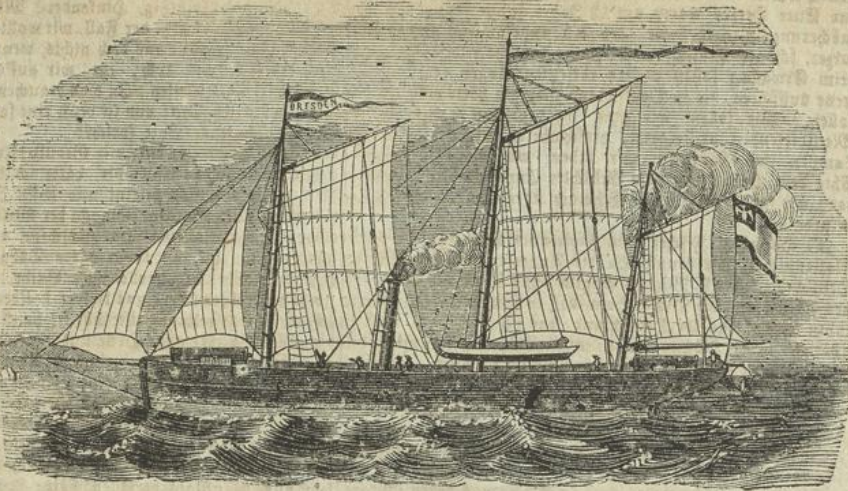
„Ist Deutschland einig, so werden wir auch mit 60 Millionen ein Landheer schaffen, das jeder Armer der Welt die Spitze bieten kann, sind wir nicht einig, nun so gebe ich keine Pfiffe Tabak für unsere ganze Landarmee, und wäre sie noch einmal so groß. Wir werden aber einig sein, weil wir wollen, und werden also 10 Millionen an unserer Landarmee ersparen. Die weitem 10 Millionen legen wir auf uns 40 Millionen Deutsche um, macht auf den Kopf jährlich 15 Kreuzer, und jetzt haben wir unsere 20 Millionen Flottensteuer flott. Können oder wollen wir das nicht aufbringen, nun dann haben wir uns bancrott erklärt an unserer eigenen Ehre, dann verdienen wir, daß man uns mit Füßen trete und in's Gesicht schlage, und der Henker hole dann die ganze Geschichte. Nun wie steht's, Ihr Herren? Seid Ihr jetzt überzeugt?“

Allgemeines Gemurmel sämtlicher Philister. Mehrere Philister drücken sich. Viele ziehen die Geldbeutel und suchen nach kleiner Münze. „Was gibt man, Herr College. Die Sache hat doch etwas für sich. Ich denke wir wagen es.“

Der hinkende Bote spricht:

„Ich sehe, Ihr seid überzeugt, Ihr habt mich begriffen, denn Ihr greift nach Euren Geldbeuteln. Aber nicht diesen allein, nicht der Angst um Eure zeitlichen Vortheile, um Eure materiellen Interessen möchte ich diese patriotischen Gaben verdanken, nein, ich möchte haben, daß auch das Herz dabei sei, ich möchte die Kruste zerbrechen, die sich nach und nach erstarrend um Eure Herzen gelegt, daß sie wieder sich begeistern, daß sie wieder für eine erhabene Idee, für einen großen Gedanken kypfen lernen. Denket zurück, an vergangene Zeiten, versezt Euch in Eure Jugend zurück, wo Eure Herzen noch weich, wo Euer Blut noch rosig und warm war. Erinnerung! Ihr Euch nicht, daß Ihr dort begeistert waret für ein groß's, einiges, auch nach Außen mächtiges Deutschland? Erinnerung! Ihr Euch nicht, daß Ihr jorzigt die Hände balltet, wenn Ihr die Mißachtung sehen mähst, welche die Deutschen im Auslande erfahren, wie jenseits der Meere der Deutsche jeder Beleidigung, jeder Mißhandlung ausgesetzt ist, ohne daß ein Deutscher d für ihn einträte? Jenseits der Meere kennt man kein Deutschland, da man keine deutsche Flotte kennt. Erinnerung! Ihr Euch nicht, daß Ihr gereint habt vor Wuth, daß dieses kleine winz'ige Dänemark das große gewaltige Deutschland mit frechem Hohne und ungestraft beleidigen durste, warum? weil Dänemark ein Paar Kriegsschiffe hatte und man bei uns eine Kriegsflotte für „nicht passend“, für eine „romantische Spielerei“ erklärte. Erinnerung! Ihr Euch? Ja Ihr thut's, denn das Blut steigt Euch in die Wangen und Eure Augen glänzen.“

Nun wohl! Alles das was war, ist noch; noch ist Deutschland nicht einig, nicht mächtig nach Außen, noch ist es nicht im Stande, seine Kinder im Auslande zu schützen, noch kennt man



Ein Kanonenboot.

jenseits des Meeres kein Deutschland, noch müssen wir uns das Geßel des kleinen bisjigen Bünichers Dänemark gefallen lassen, noch laßt Europa über uns, über den Riesen, der sich mit selbstgedrehten Stricken an einen Pahl gebunden hat, und nach dem die Waben mit Steinen werfen. Alles, Alles ist geblieben, Ihr nur, Ihr seid anders geworden.

„Doch nein ich seh's an Eurer Bewegung, der Straß hat in Eure Seelen geleuchtet, Ihr seid gerührt, das Eis ist gebrochen. Deutschland wird seine Flotte haben!“

Große Bewegung unter den Philistern. Eintae legen die Hüte schief auf's Ohr; andere schütteln sich die Hände. Alle aber ziehen die Geldbeutel suchen nach Groß-Geld und drängen sich um den hinkenden Boten. „Hinkender, Hinkender, Ihr habt uns zwar den Kopf tüchtig gewaschen, aber es war wohlgethan. Ihr habt uns warm gemacht, Hinkender, aber Ihr habt uns in unsere Jugend zurückgeführt und — bei Gott es war schön, da wir jung waren. Ihr habt Recht, es gibt noch etwas Höheres als nur Essen Trinken, Schlafen und Gott einen guten Mann sein lassen. Deutschland soll seine Flotte haben. Hier, hier, hier und hier unsere Beiträge, und Ihr dürft jedes Jahr wieder kommen.“

Der hinkende Bote spricht:

„Brav, brav! Seht Ihr, daß Ihr tüchtigt Männer seid und Patrioten? Ihr hab't's nur nicht gewußt und ich habe Euch ein wenig wach rütteln müssen. Ihr dürft Euch nicht beschämen lassen von Euren Kindern, die ihre Sparbüchlein leeren für unsere Flotte; das ist ein junger Heldenjaunen und das Karlsruhe Lyceum war die erste Schule, wo für die deutsche Flotte gesammelt worden. Respekt vor dem Karlsruhe Lyceum, wo die Kinder nicht nur griechisch und Latein, nein, wo sie auch Vaterlandsliebe lernen. Doch nur gemacht, Ihr werket mich ja über den Haufen. Ich kann Euer Geld jetzt nicht brauchen, ich bin kein Flottensteuer-Erheber, aber nach Jahr müßet Ihr's schicken an J. H. Geiger,\* der sammelt für die deutsche Flotte. Aber die Hand darauf, daß Ihr's thut.“

Alle Philister durcheinander: „Hand und Wort, Hinkender, wir thum's. Müssen wir's frankiren?“

Der Hinkende spricht:

„Freilich müßt Ihr's frankiren! Wollt Ihr schon wieder rückfällig werden?“

Ein einzelner Philister mit einer Feder hinterm Ohr tritt vor und spricht: „Ich kann mich noch zu keinem Beitrage verbindlich machen. Ich bin Familienvater und muß mich erst mit

J. H. Geiger in La hr ist zur Empfangnahme von Flottenbeiträgen bereit und wird öffentlich darüber bescheinigen.

meiner Frau berathen, auch bin ich Subalternbeamter und muß erst meine Vorgesetzten um Erlaubniß fragen.“

Der hinkende Bote schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen und schreit:

„Mensch! Unglücklicher! Du hast ein Herz im Busen, über Dir wölbt sich der blaue Himmel, und zu Deinen Füßen liegt die Gelegenheit zu einer That, vielleicht der ersten in Deinem Leben, und Du sprichst von Weib und von Vorgesetzten? Hinaus mit ihm, er ist ein häßlicher Mistklang in unserer Begeisterung.“

Sämmtliche Pöblisten stürzen sich auf den unglücklichen Familienvater und Subalternbeamten und werfen ihn hinaus.

Den folgenden Morgen Vest man in allen Journalen:

„Gestern hat eine großartige Kundgebung zu Gunsten der deutschen Flotte in den Räumen des . . . stattgefunden, die Zeugniß ablegte von dem gesunden Sinne, der Vaterlandsliebe und der Opferfreudigkeit unserer Bürger und Beamten. Die Begeisterung war allgemein. Die Zeichnungen für die deutsche Flotte waren zahlreich und großartig. Nicht der geringste Mistklang störte die Harmonie dieser nationalen That. Deutschland kann stolz sein auf seine Ehre!“

Mordversuch auf den König von Preußen.

Zwölfmal thut es dem hinkenden Boten wahrhaft leid, die Feder in die Hand zu nehmen, und er wollte lieber das Kalenderschreiben aufgeben, als über Dinge berichten, die Deutschland keine Ehre machen. Königswort aber schändet und brandmarkt nicht nur den Thäter, nein er wirft einen düstern Schatten über das ganze Volk, und wir in Deutschland lieben den Sonnenchein, obgleich es uns auch nicht an Schatten fehlt. Doch zur Sache.

Der König von Preußen, der jedes Jahr einige Wochen zu seiner Erholung in unserm schönen Baden-Baden verweilt, machte am 14. Juli Morgens seinen gewöhnlichen Morgen Spaziergang nach Lichtenthal, in Begleitung des Grafen Flemming, des preussischen Gesandten in Karlsruhe.



Oscar Becker.

Der König war auf seinem Spaziergange bis in die Mitte der Lichtenthaler Allee, in die Nähe der Kettenbrücke gekommen, als plötzlich hinter ihm ein Schuß fiel. Der König griff an den Hals, wandte sich um und sah einen jungen, wohlgekleideten Menschen hinter sich stehen, der ihn unheimlich anstarrte und offenbar in großer Verwirrung sich befand. Graf Flemming, augenblicklich die unselige Absicht des Fremden errathend, stürzte sich auf ihn, und mit Hilfe einiger Spaziergänger, die sich in der Nähe befanden, wurde der Missethäter, der nicht den geringsten Versuch zur Flucht oder Gegenwehr machte, festgenommen und in's Amtsgefängniß abgeführt. Die Schußwaffe, ein Terzerol, fand man in der Nähe im Grase liegen. Der König, odwohl am Halse leicht verwundet, schien eher erstaunt, als erschreckt zu sein, und — ein Beweis seiner Herzensgüte — er war bemüht, den vor Mißhandlung zu schützen, der so eben noch nach seinem Leben getrachtet hatte. Der unselige Vorfall erregte die ungeheucheltste Theilnahme, und die Freude über die glückliche Errettung des Königs von Todesgefahr war allgemein. Noch an dem gleichen Abend brachten die Bürger Badens dem Könige einen glänzenden Fackelzug.

Der betauernswürdige junge Verbrecher heißt Oscar Becker, ist der Sohn eines Gymnasialdirectors in Obeffa, und war Student auf der Universität Leipzig. Der Unglückliche ist um somehr zu beklagen, als man aus seinem früheren Leben nur Günstiges berichten hört. Ueber sein Schicksal hat in diesen Tagen das Geschworenengericht in Bruchsal entschieden und ihn zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Die beigelegten Bilder bedürfen keiner Erklärung. Doch werden erstaunt die Leser fragen: „Wo ist denn der Süpse?“

Dem diene zur Antwort. Der Künstler hat die Scene in dem Momente aufgefaßt, wo genannter Süpse noch von dem Baume zur linken Hand verdeckt ist. Bei genauer Besichtigung kann man den Gipfel — seines Vatermörders hinter dem Baumstamme hervorgucken sehen. Wenn der gereigte Leser so viele Geduld hat, zu warten, bis Oscar Becker die Pistole, die er auf dem Bilde noch in der Hand hält, weggeworfen hat, so wird er sehen, wie der Süpse hinter dem Baume hervorstrahlt, „wie er den Oscar Becker mit aller Kraft auf der linken Seite des Rockes packt, und ihn mit der Linken am Halse fassend, zu Boden schleudert. Um ihn am Aufstehen zu verhindern, wird er ihm den Kopf abwärts drücken und wird die denkwürdigen Worte sprechen: „Du Hund von einem Hunde, hast auf den König geschossen!“

Nachdem dieß geschehen ist, und da der König seinen auf dem Boden liegenden wehrlosen Feind vor weiteren Mißhandlungen schützen will, wird der Süpse, immer noch auf dem



Das Attentat auf das Leben des Königs von Preußen.

Boden knieend, seinen Hut abzuziehen und wird folgende Rede halten:

„Majestät,“ wird der Süßle sagen, „Majestät, sehen Sie meine Aufwallung als den Ausdruck der namenlosen Entrüstung des ganzen badiſchen Volkes darüber an, daß eine solche Schandthat auf unserm Boden verübt werden konnte.“

Alles das wird der Süßle thun und sagen, wenn der geneigte Leser so viel Geduld hat, zu warten, bis der Dekar Becker die Pistole weggeworfen hat. Wer also den Süßle sehen will, der warte. Wir aber wollen schließen.

### D e s t e r r e i c h .

In Oesterreich ist Thatſache geworden, was vor zwei Jahren noch zu träumen verboten war. Oesterreich ist ein konstitutioneller Staat geworden.

Gleich nach *Mila franca* kam dem Kaiser von Oesterreich der Gedanke, es könnte jetzt doch an der Zeit sein, und er verlor sich seinem Volke Reformen. Doch die österreichischen Wähler sind anfangs gegen solche Versprechungen mißtrauisch geworden — man kann's ihnen kaum übel nehmen — deswegen meinten sie, Gatten sei ihnen lieber als Versprechen, und ein Spas im Saal lieber als ein ganzer Flug Schwablen in der Luft, und die Wähler murrien. Da fragte sich der Kaiser hinter den Ohren und rief den verstärkten Reichsrath zusammen, der sollte die Sache beraten und überlegen, was zu machen sei, daß die Wähler wieder hübsch ordentlich und fein solgsam werden. Der Reichsrath sagte: Eure bisherige Wirtschaft taugt nichts, und es muß anders werden. Dazu hätte man nun freilich den Reichsrath nicht gebraucht, das hat jeder Droschkentritscher gewußt in Wien. Es wurde auch anders, aber wie? Die österreichischen Länder sollten mit allen verrotteten Verfassungen, die man irgendwo in einem Käseladen als Makulatur aufgefunden hat, abgeburden werden, und zwar jedes Land mit einer besonderen. Jetzt war Feuer im Dach. Die Ungarn, die noch am Besten weggekommen waren mit ihrer Verfassung, griffen v e g e r i g darnach, aber sie griff'n darnach, wie nach einem Prügel, um damit drein zu schlagen. Die andern Länder wollten von dem Käse-Papier gar nichts wissen, und wies'en es geradezu zurück. Nun wurde guter Rath theuer und Alles was Ohren hatte bei der Regierung kratzte dahinter.

Zum Glücke für Oesterreich und zum Unglücke für den König von Neapel, der es auch noch 5 Minuten vor 12 Uhr mit einer Verfassung hatte probieren wollen, wurde dieser von seinem Volke in Gnaden entlassen, der König von Gottes-Gnaden in Volkes-Gnaden, und jetzt auf einmal ging denen in Wien ein Licht auf, wie eine Wachsackel. Jetzt wußten sie auf einmal, was sie thun mußten, und sie thaten am Ende, was sie am Anſange hätten thun sollen, sie machten den freikunſtigen und volkethümlichen Mitter von Schmerling zum Staatsminister, und geben dem ganzen Reiche eine freisinnige Reichsverfassung. Das geschah am 12. Februar 1861.

Doch der Kaiser von Oesterreich hat Unglück mit seinen Reformen, weil sie überall zu spät, und weil man ihnen anmerkt, daß sie nicht von Herzen kommen. In Ungarn war es inzwischen drunter und drüber gegangen. Die wollten von neuen Verfassungen nichts wissen; ihre alte sei ihnen gut genug, sagten sie, und da dürfe auch kein Haar daran fehlen. Deswegen jagten sie die kaiserlichen Beamten fort, rissen die kaiserlichen Wappen von den öffentlichen Gebäuden, bezahlten keine Steuern mehr, — was ihnen ganz besonders einleuchtete — und machten noch andere Streiche, die nichts weniger als loyal waren; kurz, sie triebens so bunt, als gäbe es gar kein Oesterreich mehr auf der Welt, sondern nur noch ein Königreich Ungarn. Je schwächer und nachgiebiger die Regierung sich zeigte, je toller wurde es, und am Ende beschloß der ungarische Landtag eine Adresse an den Kaiser worin er geradezu sagte:

Ungarn wolle von Oesterreich nichts mehr wissen, es wolle ein besonderes Königreich sein, und wenn der Kaiser von Oesterreich ihren König machen wolle, so sei es ihnen recht, im Uebrigen aber u. s. w. Darauf sagte der Kaiser von

Oesterreich: Ich will nicht, und Ihr müßet variiren und müßet thun, wie ich will. Darauf sagten die Ungarn wieder: Nein, und jetzt erst recht nicht, jetzt machen wir nimmer mit; Passa remtete!

Jetzt blieb dem Kaiser nichts mehr übrig, als den widerspenstigen ungarischen Landtag aufzulösen, was am 22. August geschah.

Boſe Beispiele sind ansteckend und Gelegenheit macht Diebe, also sagen jetzt die Kroaten, wir wollen auch ein eigenes Königreich haben, und wollen von Euerm Reichstage in Wien nichts wissen. Und wir auch, schreien die Venezianer, und wir auch, schreien sie in Stebenbürgen, Slavonien und Istrien. Und wenn auch die Polen und Böhmen im Reichsrathe sitzen, so sitzen sie darin, wie der Wurm im Apfel. Und doch hat Oesterreich den besten Willen und es ist ihm jetzt Ernst mit seinen freisinnigen Reformen, und will sie durchführen, trotz dem Geschrei seiner unvernünftigen und unartigen Kinder.

Eine gewaltige Umwälzung hat auf kirchlichem Gebiete stattgefunden. Das Koncordat ist so engbrüstig geworden — engbrüstig war es von Anfang an — daß es nächstens seinen letzten Schnapper thun wird. Gott hab' es selig. Das Protestantengesetz, welches die Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken in jeder Beziehung verlangt und garantiert, hat dem Konkordate den Todesstoß gegeben. Das Protestantengesetz wurde überall mit Jubel aufgenommen. Nur die Etroter, so ein unerkennbares, verblendetes Volk sind, wollten nichts von dem Protestantengesetze wissen. Die armen Menschen meinen, sie müßten in der Hölle braten, wenn sie mit den Ketzern in Berührung kommen, die Religion und ihre Seelenheil sei in Gefahr. Die Religion in Gefahr, o Ihr Bedauernswürdigen, wißt Ihr nicht, daß die christliche Religion die Liebe und die Tugend ist? Haben Eure Priester Euch dieses nicht gelehrt? Doch dieses ganze Getriebe muß zu Schanden werden an den ewig klaren Wahrheiten des Christenthumes, und es wird eine Zeit kommen, wo auch den künstlich geblendeten Etrotern die Augen wieder klar werden.

So steht jetzt in Oesterreich. Der österreichische Adler nimmt seinen Flug der Sonne zu; mögen seine Schwingen nicht erlahmen!

### F r a n k r e i c h .

Frankreich spielt immer noch seine Rolle hinter den Coulissen und dirigirt an unsichtbaren Fäden die Mitglieder-Puppen des europäischen Marionetten-Theaters. Noch überall hat es seine Finger stecken, in Italien, in Deutschland, in China, in Polen, in der Türkei. Nur in Syrien nicht mehr, dort hat es die Finger zurückgezogen, und die armen Christen sind der Gnade des Türken anheimgegeben.

Frankreich ist aller Welt Freund, und alle Welt küßt sich, um von dem guten Freunde nicht aufgefressen zu werden. Die ewigen Künſtungen, die die Freundschaften Frankreichs veranlassen kosten jährlich viele, viele Millionen und richten den Handel zu Grunde. Da ist dem Prinzen Napoleon, Blonplon heißen sie ihn, etwas Unangenehmes passiert. Der Herzog von Aumale, der bekanntlich ein Prinz des vertriebenen Königshauses Orleans ist, hat dem Prinzen Blonplon einen großen großen Brief geschrieben, und der kurz gefaßte Inhalt des Briefes war:

Mein lieber Prinz! Sie sind ein Undankbarer, ein Verräther an ihrem Vaterlande, ein Feigling und ein Schuft, und wenn Sie Ehre im Leibe haben, so müssen Sie sich mit mir schießen. Das letztere ist zwar nicht im Briefe gestanden, aber es versteht sich eigentlich von selber.

Der Prinz Blonplon sagte: Es sei nicht wahr, daß er ein Schuft sei, das müsse er besser wissen, und er habe nicht nur Ehre, sondern auch noch viele andere gute Sachen im Leibe und eben deswegen wolle er sich nicht schießen. Da könne jeder kommen. Der Herzog von Aumale sei ein ruhiger, leibbarer Mensch, der wäre sicher vor dem besten Schützen, er aber, Blonplon, habe einen Bauch, der gar nicht zu schießen wäre, und der Bauch sei sein theuerstes Gut und habe ihn schon viele Millionen gelöstet.

Blonplon hat also den moralischen Muth gehabt, den Schuf-  
ten auf sich sitzen zu lassen, und Frankreich hat eine große  
Freude, daß sein Blonplon nicht todgeschossen worden ist.  
Es wäre auch schade gewesen.

**E n g l a n d**

ist immer noch der intimste Freund Frankreichs, das heißt  
es hat ein Freiwilligen-Hier von 150,000 Mann aufgestellt  
und gibt 130 Millionen Gulden für seine Küstenbefestig-  
ungen aus, damit es den guten Freund auch würdig emp-  
fangen könne. wenn es diesem einmal einfallen sollte, die  
Freundschafts-Matte fallen zu lassen und sein wahres Gesicht zu  
zeigen, welches übrigens noch Niemand in Europa gesehen  
hat. England schaut seinem Freunde Frankreich auf die Finger,  
denn es kennt die Fingerfertigkeit dieses Taschenspielers,  
und wo es ihm eine freundschaftlichen Seiten in den Weg  
werfen kann, so geschieht. So hat Eng. and den Abzug der  
Franzosen aus Syrien durchgesetzt — (was liegt den Eng-  
ländern daran, ob die Christen in Syrien wieder hingschlagen  
und gemordet werden, wenn sie nur ihrem Axtirren einen  
Treff geben können) — so sind sie den französischen An-  
nerkennungsläufen auf die Schwanz und die Insel Corfu  
entgegengetreten, und so spielen sie dem Kaiser Napoleon  
manchen Possen, und der darf  
nicht dergleichen thun, und  
muß noch ein freundliches Ge-  
sicht dazu machen. Heimlich aber  
denkt er: Wart nur!



König Oscar von Schweden.

**Schweden u. Norweger**  
wollen sich bei den Welt ge-  
benheiten auch mehr betheiligen  
als dies seither der Fall war.  
Sie sprechen viel von einer  
scandinavischen Nation, und da  
wollten wir ihnen gern zuge-  
stehen, aber da sie Dänemark  
dazu gebrauchen, hätten sie gern  
auch Schleswig und, wenn's  
ginge, Pommern dabei und davon  
kann natürlich keine Rede sein,  
das leidet der Bundesstaats nicht.  
Der junge König  
hat sich dabei neu-  
lich mit seinem  
Projecte und mit  
Empfehlungs-  
briefen auf den  
Weg gemacht nach  
Paris, um bei  
dem großen Al-  
terweltstas-  
tonalein-  
heitsbestre-  
bungenpro-  
tektor ein Be-  
nig zu sondiren,  
und nach Eng-  
land, um zu se-  
hen, ob mit den  
Kräften dort in  
dem Artikel nichts  
zu machen sei.  
Doch der Mann  
mit dem großen  
neuen Titel hat  
ihm abgewunken  
und die Engländer  
haben ihn auf  
eine nicht allzu-  
höfliche Weise er-  
sucht, nach Hause  
zu gehen, sie hät-  
ten jetzt keine Zeit.



Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland.

**R u ß l a n d**

„Die Freiheit, die jetzt alle Welt bedeckt,  
„Hat selber bis nach Rußland sich erstreckt.“  
Und das will viel heißen.

**Ersters.** Der Kaiser von Rußland hat die Leibeigenschaft  
der Bauern aufgehoben und sie zu freien Menschen gemacht.  
Der leib-igene Bauer wird frei, d. h. sein Herr hat nicht  
mehr das Recht, ihn, sein Weib und seine Kinder zu ver-  
kaufen oder zu verspielen, der Bauer, der bisher Waare war,  
wird Mensch, und erhält ein Stück Land als Einkommen,  
und der Grundherr wird für die Abtretung des Landes durch  
Geld entschädiget. Es ist dies eine große, edle That des  
Kaisers von Rußland um so größer, wenn man bedenkt,  
daß er den ganzen Grund- und Renten-besitzenden Adel  
gegen sich hatte. Aber der Kaiser besieht und der Adel ge-  
horcht, wenn auch mürrisch. Der russische Bauer aber, der  
bisher noch keinen Begriff von Freiheit hatte, verstand die  
Sache falsch, und meinte, seine Freiheit bestehe darin, daß er  
jetzt Schnaps trinken dürfe so viel er wolle, und seinen dis-  
kerigen Grundherrn und Bedränger todtschlagen und seine  
Schlöffer plündern und verbrennen. Es gab Anfangs Mord,  
Todschlag, Brand und Plünderung an allen Ecken und  
Enden, so daß man mit Gewalt Ordnung machen und  
einige Tugend Bauern todtschießen mußte.

Jetzt endlich haben die Bauern die Freiheit begriffen und  
die Freiheits-Procédur geht in aller Ordnung vor sich.  
Unser Bild zeigt uns einen Freimachungs-Austritt. An em  
Tage, an welchem der Kaiser d. h. das kaiserliche Gesetz, in's  
Leben trat, wurden die leibeigenen Bauern gegen Sonnen-  
untergang, also nach vollendeter Arbeit vor ihre Herren beschie-  
den. Noch einmal säßt der Leib-igene nach altem Gebrauche  
vor seinem Herrn nieder und küßt seine Füße; dann schenkt  
ihm der Herr ein Glas Brantwein ein — und was er nie ge-  
thon — trinkt es ihm zu. Der Bauer erhebt sich — aus dem  
Leib-igenen ist ein Freier geworden. Man sieht, der Schnaps  
darf bei der russischen Freiheit nicht fehlen.

**Zweytens.** In russisch Polen hat's auch Spelakel ge-  
geben, die wollen auch frei sein, und wollen ihren polnischen  
Herrn haben und ein richtiges Schicksal. Es gab des halb



Polen-Krawall in Warschau.

schon im Anfang 1861 mehrere Aufstände in Warschau und am 27. Februar wurde der Zustand so ernstlich, daß die Truppen ausrückten und Feuer gaben. Mehrere vom Volke blieben auf dem Platze. Trotz den Versprechungen der Regierung, den Beschwerden des Volkes abzuhelfen, stieg die Wuthung und am 8. April kam es in Warschau zwischen den Truppen und dem Volke zu einer förmlichen Schlacht, in der es auf beiden Seiten viele Tode und Verwundete gab. Daß bei solchen Straßenaufständen auch die Unschuldigen leiden mochten, und daß die Soldaten mit ihren schweren Kanonen auf Alles et hieben, was ihnen in den Weg kam, sieht man auf dem beistehenden Bilde.

Die Gährung dauert auch jetzt noch fort und es ist namentlich die Geistlichkeit, die das Volk immer zu neuen Aufständen aufregt. In den Kirchen werden politische Lieder gesungen, Prozessionen durchziehen die Stadt, kleine Straßentrawalle werden organisiert und zur Abwechslung auch das Haus oder der Kaufladen eines Deutschen zertrümmert und geplündert.

Wir Deutschen scheinen nicht sehr in Oursen zu stehen bei den Herren Polen. Wohlthun das Alles zuhören soll, muß die Zeit lehren.

Die Türkei

hat ihren Herrn gewechselt. Der Sultan Abdul-Medjid ist gestorben und hat seinem Bruder Abdul-Aziz Platz gemacht. Ob der Personenwechsel auch einen Systemwechsel zur Folge hat, wird sich zeigen. Vor der Hand hat sich der neue Sultan ziemlich gut angelassen: er hat der Verschwendung im Serail gesteuert und hat die Kostbarkeiten desselben zum allgemeinen Besitze verstreut lassen. Er ist der Abkürzer und Vorseher seiner Beamten und Offiziere kräftig entgegengetreten und scheint überall im Staatshaushalte Ordnung und Sparjamkeit einführen zu wollen. Dem Haremwesen scheint er nicht hold zu sein, denn er hat die wunderschöne Sklavin, die ihm seine Mutter dem Hofmann gemäß nach seinem Regierungsantritt zuführte, zurückgewiesen und während der Verstorbenen Bruder 400 oder noch mehr

Beiber hatte, so hat der jetzige Sultan nur eine, und mit dieser lebt er sehr sauberlich, wie ein ehrbarer und christlicher Geman. Ob's Stand hält, weiß der hinkende Bote nicht, er will's wünschen und will nicht glauben, was man da und dort vom Ogenhille muntelt.

Der Hauptschlag für das Fortbestehen der Türkei ist jedenfalls vor der Hand die gegenseitige Eiferucht der Großmächte. Die kurren um die Türkei herum und keine will der anderen den Knochen gönnen.



Sultan Abdul-Aziz.

Amerika.

Der Wellenschlag der vollstigen Bewegungen ist bis über das große Weltmeer hinübergedungen. In Amerika lodert der Bürgerkrieg in hellen Flammen.

Die südlichen Staaten, die Sklavensstaaten genannt, weil sie den schmachthafsten Handel, den mit lebendigem Menschenfleisch treiben und ihre Kasse, Zucker- und Baumwollen-Pflanzungen durch Sklaven bebauen lassen, diese Sklavensstaaten waren immer die Tonangebende und bei allen Präsidenten-Wahlen hatten sie bis jetzt noch immer den Ausschlag gegeben. Es wollte ihnen deshalb auch gar nicht in den Kopf, daß sie bei der letzten Präsidentenwahl ihren Candidaten nicht durchsetzen konnten, sondern daß die Nordstaaten, die von der Sklaverei nichts wissen wollen, siegen, und Lincoln, der auch ein Feind der Sklaverei ist, zum Präsidenten gewählt und eingesetzt haben.

Die Südstaaten gerieten dadurch in gewaltige Aufregung, denn sie fürchteten, daß die Sklaverei aufgehoben und dadurch ihr Geldbeutel besteuert werden könne: die gegenseitige Erbitterung wuchs, durch die Zeitungsschreiber geschürt, alle Versöhnungsversuche scheiterten und die südlichen Staaten beschle-



Abdul-Aziz, die ihm zugeführte schönste Sklavin zurückweisend.

fen in einem Convente zu Chaeleston aus der Union auszuscheiden, eine besondere Regierung einzusetzen und wählten sich einen eigenen Präsidenten Jefferson Davis.

Jetzt ging der Tanz los.

Die Union sagte: „Das laßt den wir nicht, daß Ihr Euch loskrennt.“ Die Separatisten sagten: „Dinder's, wenn Ihr könnet!“ Auf beiden Seiten wurde viel geschrieben, bramarbasirt und gerastet. Der erste Schlag geschah durch die Sonderbündler; die jagten die Unionstruppen aus dem Fort Sumpter, das den Hafen von Charlesten beherrschte, hinaus, und besetzten es selber. Jetzt schickte die Union noch ärger und schickte 7500 Mann in's Feld, die in Virginien einfielen. Da aber zeigte sich's, daß die Amerikaner wohl große Mäuler, aber schlechte Soldaten haben, und wenn die deutschen Freiwilligen nicht gewesen wären, so wär's eine Schande, daß man's nur wieder erzählte. Nach mehreren kleinen Gefechten, in deren einem sich Sigel mit seinen Deutschen besonders rühmlich auszeichnete, wurde eine große Schlacht bei Bulls Run geschlagen, und die ganze Unions-Armee auseinander gesprengt. Die Unions-soldaten brachten wieder ihre Beine und ganze Regimenter, die Offiziere voran, liefen wie die Hasen, ohne den Feind nur mit einem Auge gesehen zu haben, davon. Auch hier waren es wieder die Deutschen, welche die Ehre des Soldaten retteten. Während die Amerikaner davon liefen, als hätten sie gestohlen, und ihre Gewehre und Tornister wegwarfen, um schneller laufen zu können, stellte sich Blieker mit seinen deutschen Schützen ruhig und entschlossen zwischen den Feind und die laufende Armee, und stößte dem Sieger solchen Respekt ein, daß die Fliehenden nicht belästigt wurden. Die Sonderbündler sollen sehr erstaunt gewesen sein über diesen Sieg, denn sie waren gerade im Begriffe ihrerseits ebenfalls davon zu laufen, als sie zu ihrem Erstaunen sahen, daß die Unions-Armee das Präventre spielte. Nun freilich, wenn's so steht, dachten sie, gewinnen wir doch lieber die Schlacht, und blieben stehen.

Noch bei andern Gelegenheiten haben sich die Deutschen ausgezeichnet. In der Schlacht bei Springfeld, wo 5300



Lincoln, Präsident der Nord-Staaten.



Jefferson Davis, Präsident der südlichen Staaten.

Mann Bundesstruppen sich mit 20,000 Rebellen, wie die Sonderbündler genannt worden, herum schlugen, haben die deutschen Regimenter — Missouri I. u. X. und Kansas I. —

Wunder der Tapferkeit verrichtet, und selbst die Amerikaner, die sonst die Deutschen nur über die Achsel anguschauen pflegten, saugen an Respekt vor ihnen zu bekommen.

So etwas freut einen in der Seele; und so Gott will, und Nota bene, so wir selber wollen, so wird die Zeit nicht mehr erne sein, wo man überall Respekt hat vor den Deutschen, und den Hut abzieht vor ihnen.

### Der Krieg in China.

Der geehrte Leser weiß, daß die Engländer und Franzosen Krieg führen mit den Chinesen. Warum sie den Krieg führen, weiß nicht Jeder, und darum will der hinkende Bete ein Wort davon reden.

Nicht wahr, lieber Leser, wenn der Krämer im Orte zu Dir auf's Zimmer käme mit zornigem Gesichte und einem Prügel in der Hand und würde Dich anschreien und sagen: „Warum kaufst Du bei mir keinen Zucker mehr und keinen Kaffee und warum keinen Schnaps? Gleich kaufst Du mir meinen Schnaps wieder ab, denn es ist ächtes Kartoffel-Kirschenwasser, oder ich prügle Dich so lange durch, bis Du ja sagst.“ Was würdest Du thun, lieber Leser, in einem solchen Falle? Natürlich, Du würdest nach dem Farrenwedel greifen oder nach dem Schützensen, und würdest dem unhöflichen Gaste die Thüre weisen, und wenn er nicht freiwillig ginge, so würdest Du ihn hinauswerfen, wenn Du kannst, im andern Falle aber würdest Du selber Prügel bekommen. Das würdest Du thun. Und siehe, lieber Leser, das ist die Ursache des Krieges zwischen den Engländern und den Chinesen.

Nämlich der Engländer, der bekanntlich auch ein Krämer ist, und zwar ein Hauptkrämer, will den Chinesen zwingen, ihm sein Opium abzukaufen, nicht etwa, weil er damit dem Chinesen eine Wohlthat erweisen will, denn das Opium ist ein berauschendes



Die Deutschen halten Stand in der Schlacht bei Bulls Run.



Kampf am Aning-Exore bei der Einnahme von Peking.

Ist, viel ärger als der stärkste Schnaps und ruhmirt Geist und Körper, nein, sondern weil der Engländer aus dem Opiumhandel in China bisher jährlich einen Gewinn von circa 80 Millionen Gulden gezogen hat, und diesen Profit will er nicht fahren lassen. Was liegt dem Engländer daran, wenn dabei ein ganzes Volk zu Grunde geht, wenn nur er die Millionen in der Tasche hat. Deshalb hat er zu dem Chinesen gesagt: „Willst Du, oder willst Du nicht?“ und hat eine Faust gemacht. Und da der Chineser nicht wollte, nämlich sich nicht vergiften lassen wollte um sein gutes Geld, so hat der Engländer, um sein Recht, die armen Chinesen mit Opium zu vergiften, außer allen Zweifel zu setzen, mit dem Säbel drein geschlagen und mit Kanonen drein geschossen.

Die Franzosen sind schon seiner und geben eine andere Ursache an für ihre Beteiligungen am Kriege, und sagen, sie kämpfen, um der Verbreitung des katholischen Christenthums in China Eingang zu verschaffen. Das ist recht schön von den Franzosen, nur ist es nicht christlich, denn das Christenthum will nicht mit dem Schwerte, sondern durch Liebe verbreitet sein. Nach des hinkenden Boten einfältiger Meinung ist es aber nicht allein das Christenthum, was die Franzosen nach China treibt, sondern sie wollen den saftigen Bissen ihren guten Fremden, den Engländern, allein nicht gönnen, sie wollen auch ein Stück davon haben.

Oder war es den Franzosen etwa auch um das Christenthum zu thun, als sie den prachtvollen Sommerpalast des Kaisers von China plünderten und zerstörten?

Dieser kaiserliche Sommerpalast, Queng-Ring-Wuen geheissen, liegt anderthalb Stunden von der Hauptstadt Peking, und ist oder vielmehr war der Inbegriff von Allem, was kostbar und herrlich ist. Von den prachtvollsten Gärten umgeben, war er hauptsächlich gefüllt mit Gold, Juwelen, kostbaren Zeugen und Teppichen, seltenen Büchern und Kunstgegenständen, ja es sollen in seinem Innern nicht weniger als 70,000 Ballen kostbarer Seidenstoffe aufgestapelt gewesen sein.

Diesen Palast beschloffen die Verbündeten zu zerstören, aus Rache, weil die Chinesen mehrere englische und französische Gefangene mißhandelt und getödtet hatten.

Am 6. Oktober gieng darüber her, und die stinken Franzosen in ihrem christlichen Elfer waren zuerst auf dem Plage, und mancher gemeine Soldat soll an Gold und Juwelen für 30,000 Franken weggeschleppt haben. Die langsamern Eng-

Zhr Deutschen, und herunter mit den Böpfen; und bliebe der halbe Schopf am Bopf, herunter mit ihnen!

länder hatten noch eine ganz anständige Nachlese, und was die beiden christlichen Verbündeten nicht wegschleppen konnten, das wurde zerrümmert und verbrannt. Man kann sich denken, daß die Chinesen, solche christliche Werke vor Augen, sich gewaltig beillen werden, ebenfalls des Christenthumes theilhaftig zu werden.

Daß nach dieser glänzenden und jedenfalls sehr profitablen Heldenthat die Verbündeten Beding einnahmen und die Chinesen zum Friedensschlusse zwangen, bei dem die Franzosen das Christenthum und die Engländer das Opium nicht vergaßen, ist dem freundlichen Leser bekannt, und erhält er nur noch zum Schlusse ein Bild, das ihm zeigt, wie es bei der Einnahme von Peking am Aning-Exore zuging. An dem Chinesen zur rechten Hand kann man deutlich sehen, daß es so gar in China ein Unglück sein kann, einen Bopfs zu haben, um wie viel mehr in Deutschland. Nehmt Euch ein Exempel dran,



tele Freunde des sinkenden Boten haben gewiß schon einmal einen Rachehandel gehabt und Andere werden wohl noch in etnen solchen verwickelt werden. Alle aber

wissen, daß es ein böses Ding um so einen Prozeß ist und daß dabei oft viel aus dem Buntel heraus und wenig

hinein kömmt. Trotz dem hört das Prozeß nicht auf; denn Kaiser will eine gerechte Forderung verlieren oder eine ungerechte bezahlen; Niemand läßt sich gerne bei einem Handel, wie man sagt,

„anshmieren“, oder ein Stück von seinem Alter hinwegführen; oder er sich den Weg zu seiner Matte verspüren; noch viel weniger läßt man sich eine Verbschheit hinwegnehmen, auf die man geschliche Ansprüche hat oder eine Durg- und Senkgrube vor die Nase sehen. Deshalb gibt es und wird es noch immer Prozesse geben, so langewir Menschen sind,